Frank Küchler

Montag, 31.1.2022

Seit zweieinhalb Jahren bin ich Rentner. Das war komplettes Neuland für mich. „Zwei, drei Jahre braucht es, um im Ruhestand anzukommen," Tröstete mich ein Freund. Und er hat Recht: Es ist ein sich Hineintasten, ein Weg. Und wie so oft im Leben gibt es auch hier keine Abkürzung.

Ganz zu Anfang wurde mir schwindelig. Vor lauter Freiheit. Ich dachte: Prima, jetzt kannst du dich endlich neu erfinden. Alles ist möglich. Also: Warum nicht ein Stück Land pachten, ein paar Ziegen anschaffen und selber Käse herstellen?! Im Rückblick wurde mir deutlich: Der Ziegenbauer, der hatte für mich eher eine symbolische Bedeutung. Diese Idee, die war Ausdruck der Sehnsucht, einmal etwas völlig anderes zu tun.

Danach bin ich in einen regelrechten Rentnerstress geraten. Ich sprühte vor Aktivität. Bis ich nach ein paar Monaten zur Besinnung kam. Glücklicherweise kam ich mir da irgendwie selbst auf die Schliche. All die Aktivitäten, mit denen ich meine Tage gefüllt hatte, waren letzten Endes eine Art Flucht, als wollte ich vor mir selber fliehen. Ja, ich flüchtete von einer Aktivität in die nächste.

Was ich eigentlich brauchte, das war Ruhe. Zeit, zu mir selbst zu kommen. Das habe ich dann auch zugelassen. Und langsam begriffen: Du musst dich nicht neu erfinden. Du musst auch nicht hyperaktiv durch die Gegend laufen. Und dann geschah es: Mir war, als fiele eine zentnerschwere Last von mir ab. Ich spürte tief in meinem Innern: Was ich werden wollte, das bin ich ja schon längst.

Ich fing an, mich darauf zu besinnen, was mir in meinem bisherigen Leben wichtig war. Nämlich: Musik zu machen und in der Kirche mitzuarbeiten. Da ist wohl was dran an dem Satz: einmal Pfarrer, immer Pfarrer. So kommt es also, dass Sie mich heute und an den kommenden Tagen hier auf dieser Welle hören.

Denn das ist genau mein Ding: Über den Glauben und die Hoffnung sprechen - und darüber, wie wir mit all den Anforderungen fertig werden können, die uns das Leben stellt. Eine davon heißt „Ruhestand".

Dienstag, 1.2.2022

Musik bringt es manchmal auf den Punkt: Some times I feel like a motherless child – manchmal, da fühle ich mich wie ein Kind, das keine Mutter hat, ganz, ganz weit weg von zuhause. Das ist der Text eines bekannten Spirituals.

Auch demenzkranke Menschen erleben das manchmal ganz intensiv. Dieses Gefühl von Heimatlosigkeit. Die schmerzvolle Sehnsucht nach Verbundenheit. Manchmal rufen sie im hohen Alter nach Mama oder Papa.

„Heute kommt die Mutti zu Besuch“, sagte mir einmal eine Dame. O, wie schön, antwortete ich und fragte sie: „Und was wird die Mutti wohl zu ihnen sagen, wenn sie beide sich dann treffen?“ Die Seniorin überlegte kurz und meinte dann: Die Mutti wird sagen: „Da bist du ja endlich, mein liebes Kind. Ich habe dich so vermisst.“ Und während sie das sagte, kullerten ihr Freudentränen über die Wangen.

Die Vorstellungskraft von Demenzkranken ist so etwas wie eine Überlebensstrategie gegen Einsamkeit und Heimatlosigkeit. Ich denke, hier handelt es sich um eine Gabe, die uns oft verloren gegangen ist: Sie mögen Dinge vergessen, Menschen nicht wiedererkennen, die Orientierung verlieren: Ihre Fantasie und Vorstellungskraft ist dafür enorm. Das habe ich als Pfarrer in meiner Arbeit manches Mal erlebt.

Es ist doch etwas wert, wenn sich ein Mensch von Herzen freuen kann, weil er der festen Über-zeugung ist, heute kommt die Mutti zu Besuch. So, wie die ältere Dame. Was spielt es da für eine Rolle, dass die Mutter in Wahrheit schon seit 25 Jahren nicht mehr lebt?!

Menschen mit Demenz leben im Augenblick. Wer sich nicht erinnern kann an das, was war, für den gibt es nur das Jetzt. Dennoch gehört das Erinnern ganz wesentlich zu unserem Menschsein dazu. Es ist identitätsstiftend. Anders gesagt: Ich bin immer auch meine Geschichte. Sie gehört zu mir, sie macht aus, wer ich heute bin.

Weil das so ist, braucht ein Demenzkranker Menschen, die ihn in der Erinnerung mittragen. Menschen, die das Leben mit ihm geteilt haben. Ziehen wir uns also nicht zurück, bleiben wir dran an der Begegnung – auch dann, wenn sich Nachbarn, Freunde oder Bekannte in der Demenz verändern.

Denn ist es nicht so: Auch für uns Gesunde ist ja das Glück ein Augenblick.

Mittwoch, 2.2.2022

Manchmal denke ich daran, wie ich als kleiner Knirps an der Hand meines Vater gelaufen bin. Es war schön, seine starke Hand zu spüren. Was sollte mir schon passieren? Manchmal sagte ich dann zu ihm: „Papa, jetzt drück mal ganz fest meine Hand."

„Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei deiner rechten Hand." So redet in der Bibel einer, der viel mitgemacht hat. So redet einer, der in Not geraten ist und sich Gott im Gebet anvertraut.

„Dennoch bleibe ich stets an dir." Das „Dennoch", das gefällt mir. Es erinnert mich daran: Mein Glaube, der hat tatsächlich auch etwas Trotziges – so wie ich als Kind manchmal trotzig war. Trotz mancher Schicksalsschläge habe ich bis zum heutigen Tag doch immer an Gott festgehalten. Seine Hand hat mich gehalten.

So war es nach der Trennung von einer langjährigen Partnerin. Klar: Da war der Schmerz. Da gab es viel Traurigkeit. Da waren viele Nächte, in denen ich wach lag und grübelte. Da gab es auch die Angst vor der Zukunft. Und es gab viel Einsamkeit. Manchmal war sie abgrundtief. Am liebsten wollte ich sie gar nicht spüren. Und doch merkte ich, dass sie mir mit wachsender Zeit gar nicht mehr so viel anhaben konnte. Im Gegenteil: Ich wurde stärker, indem ich mich ihr stellte. Schritt für Schritt lernte ich, sie auszuhalten. Ich begriff, dass es zum Leben dazu gehört, mit Einsamkeit fertig zu werden. Das war freilich ein längerer Weg. Das ging nicht von jetzt auf gleich. Ich brauchte viel Geduld. Mal hatte ich sie, mal nicht.

Ja, das eine oder andere Mal hat Gott auch mich mit seiner großen Hand fest gedrückt. Aber gut, dass es seine Hand war. Das dachte ich dann – im Rückblick freilich. Als ich es durchgestanden hatte. Das ist eine andere Perspektive. Klar. Viel schwerer ist es, wenn wir mittendrin sind in unserem Unglück und uns bange fragen: Wie soll ich das bloß schaffen?

Davon weiß auch ein irisches Segenslied etwas, das ich gerne singe. Im Text dieses Liedes heißt es: „Bis wir uns mal wiedersehen, hoffe ich, dass Gott dich nicht verlässt. Er halte dich in seinen Händen, doch drücke seine Faust dich nicht zu fest." Diesem Wunsch schließe ich mich heute Morgen an.

Donnerstag, 3.2.022

Was tun Sie, wurde Herr K. gefragt, wenn Sie einen Menschen lieben? Ich mache einen Entwurf von ihm sagte Herr K. und sorge, dass er ihm ähnlich wird. Wer? Fragt der Andere. Der Entwurf? Nein, sagte Herr K., der Mensch.

Ich mag die Geschichte von Herrn K, sie ist erfrischend und entlarvend. In diesem Fall stammt sie von Bert Brecht. Und eine Prise Humor fehlt auch nicht. Tja, so ticken wir Menschen eben: Wir haben feste Vorstellungen. Wer nicht passt, wird passend gemacht. Ich mag diese Geschichte aber auch, weil sie sich auf mein Verhältnis zu Gott übertragen lässt.

Auch Gott ist immer anders als der Entwurf, den ich mir von ihm gemacht habe. So, wie ich immer ein bestimmtes Bild von Menschen habe, habe ich auch ein bestimmtes Bild von Gott. Das geht wohl nicht anders. Aber das birgt doch eine Gefahr. Wenn ich mir nämlich ein Bild mache, dann halte dieses Bild schnell für das Eigentliche.

Da ist zum Beispiel das Bild von einem Gott, der von oben alles sieht. Es hat in der Erziehung von Kindern manchmal viel Unheil angerichtet. Eltern haben in ihrer Hilflosigkeit auf diesen Entwurf Gottes zurückgegriffen. Wenn die eigene Autorität nicht ausreichte. Aber wer will schon mit einem solchen Gott näher in Kontakt kommen, der ständig kontrolliert und beaufsichtigt? Ich nicht. Nein, danke.

Also, frei nach Brecht: Was tun sie, wenn sie Gott lieben? Sie machen einen Entwurf, ein Bild. Das geht auch nicht anders. Die spannende Frage ist jetzt: Wie sieht er aus, dieser Entwurf? Ist es ein freundlicher Gott? Ist er vertrauenswürdig oder eher unberechenbar? Wie schaut er Sie an? Wohlwollend oder finster?

Sie merken, worauf ich hinauswill. Wenn wir Kinder sind, sind wir noch darauf angewiesen, was uns andere über Gott sagen. Als Erwachsene können wir uns eigene Bilder von Gott machen. Dazu gehört auch die Fähigkeit, Bilder zu reflektieren und zu überdenken. Und gegebenenfalls auch zu korrigieren. Mein Bild von Gott hat sich jedenfalls immer wieder verändert all die Jahre hindurch.

Also, wie auch immer Ihr Bild von Gott aussehen mag, Es bleibt ein Entwurf – genau wie meines.

Freitag, 4.2.2022

Menschen sind Gewohnheitstiere. Sie mögen das Vertraute. Veränderung? Eher schwierig. Selbst dann, wenn das Gewohnte uns einschränkt. Das Neue Testament erzählt folgende Geschichte: Ein Mensch ist seit achtunddreißig Jahren gelähmt. Jesus begegnet ihm und fragt: Willst Du gesund werden? „Au ja, nichts lieber als das!“ Eine solche Antwort würde man erwarten. Doch der Gelähmte zögert, bleibt verhalten.

„Willst du gesund werden?“ diese Frage ist bei genauerem Hinsehen weniger medizinisch gemeint. Der Fragesteller ahnt: Die Krankheit heißt nicht „Lähmung“, sondern „Gewohnheit.“ Gut möglich, denn: Oft genug ist es ja gerade die Gewohnheit, die etwas Lähmendes hat. Und nicht umsonst spricht der Volksmund von einer „Macht der Gewohnheit“.

Es ist verrückt: Manchmal nehme ich unangenehme Dinge einfach hin, ertrage sie lieber, als meine Komfortzone zu verlassen. Hauptsache keine Veränderung. Selbst dann, wenn ich unglücklich und unzufrieden bin.

Manche Menschen schieben gerne die Verantwortung für das eigene Leben von sich weg. Sie sehen sich lieber als Opfer der Umstände. Einige sagen: Ich hatte eine schlechte Kindheit. Andere meinen: Die Gesellschaft sei schuld an ihrer Misere. Oder „die da oben“, also: Die Politiker sind an allem schuld. Und wieder andere halten sich für besonders fromm, und zitieren dann die Bibel: Ja, ja, „der Mensch denkt und Gott lenkt.“

Jesus fragt: „Willst Du gesund werden?“ Und macht damit klar: Dinge ändern sich nicht allein von außen. Ich selber bin gefragt. Dazu gehört auch, die eigene Komfortzone zu verlassen. Nicht nur jammern, nicht nur davon reden, dass die Dinge sich ändern sollten. Sondern: Selber bereit sein, aufzubrechen. Etwas zu wagen. Dazu braucht es manchmal nicht mehr als die richtige Frage.

Und was wollen Sie verändern?

Samstag, 5.2.2022

Viele Geschichten der Bibel sind wie ein Spiegel. Ich kann mich darin wiedererkennen. Allerdings: Da kommt nicht nur meine Schokoladenseite zur Geltung. Nehmen wir mal an: Etwas klappt nicht. Irgendwas läuft schief. Was passiert dann in achtundneunzig Prozent aller Fälle? Genau! Erst einmal wird einer gesucht, der schuld ist. Die Frage ist nicht: Wie können wir gemeinsam die Karre aus dem Dreck ziehen? Oder: Wie kriegen wir hier die Kuh vom Eis? Sondern die Frage lautet: Wer ist schuld? Als sei dies das Allerwichtigste. Genau um diese Frage geht es auf den ersten Seiten der Bibel: die Geschichte von Adam und Eva. Sie hält uns gnadenlos den Spiegel vor und lässt keinen Zweifel daran: So ticken wir.

Wie Adam und Eva, die sich gegenseitig vor Gott die Schuld in die Schuhe schieben, weil es ja der andere war, der den Apfel angeboten hat. Dieses Spiel spielen wir alle. Täglich. Überall. Immer wieder. Ist eben menschlich. Es nimmt erst mal den Druck von mir weg, wenn vermeintlich jemand anders schuld ist. Doch: „Schuld“, du liebe Güte! Was für ein Riesen-Geschoss! Geht es vielleicht auch eine Nummer kleiner?! Ja, das geht. Ich möchte lieber von Verantwortung sprechen. Es geht also darum, dass ich mir Gedanken darüber mache, was mein Teil der Verantwortung ist, wenn etwas schiefgelaufen ist. Das ist viel konstruktiver, als die Schuld-Keule zu schwingen, um sie anderen über den Kopf zu hauen.

Wer Verantwortung übernimmt, der bezieht Position. Das ist selbstbewusst und mutig auch, wenn ich damit zugebe, meiner Verantwortung einmal nicht gerecht geworden zu sein.

Wer sich verantwortet, kommt nicht so leicht in die Gefahr, sich selbst als Opfer der Umstände zu sehen. Der muss auch keine Schuldgefühle entwickeln. Der muss sich auch nicht schämen und verstecken. So wie Adam und Eva es damals in der Geschichte taten. Adam – wo bist Du? So spricht Gott Adam an, der meinte, er könne sich vor Gott hinter irgendwelchen Sträuchern verstecken und so unbemerkt bleiben. Denkste! Gottes Ruf ist bis heute nicht verklungen. Er gilt mir, und er gilt Ihnen. Denn „Adam“ ist ja kein Vorname. Das Wort kommt aus dem Hebräischen – und heißt übersetzt: „Mensch“. Wo also bist Du, Mensch? Heute Morgen – heute an diesem Tag?